

Die Weise der Begegnung zweier Sprachkreise in einem Bewußtsein ist freilich verschieden. Die Stufe der rationalen Analogie z. B. ist besonders bei nahe verwandten Sprachen breiter. So meinen gewisse Holländer, durch einige Änderungen im Lautsystem ihrer Sprache Deutsch hervorzubringen. Umgekehrt halten viele Deutsche die holländische Sprache für einen niederdeutschen Dialekt. Das wäre auch bei der oberflächlichsten Erfahrung von französisch oder italienisch ausgeschlossen. Wo die Sprachwissenschaft den Kreis des ihr längst bekannten Indogermanischen und Semitischen sprengt, findet sie sich vor ganz ungeahnten Möglichkeiten der Wortbildung und Konstruktion. Dies betrifft nur noch den objektiven Sprachbestand. Die Verschiedenheiten in der subjektiven Dimension sind aber bei aller Anerkennung gemeinsamer „Menschlichkeit“ nicht weniger beträchtlich, und zwar u. a. gerade da, wo vielleicht der objektivierende Gesichtspunkt nichts Besonderes aufweist. Die eine Sprachgruppe ist schweigsamer als die andere, die eine ist redselig (die Athener), die andere mehr zurückhaltend (die Spartaner), im Gespräch wird der Eine eine Bemerkung, die der Andere fast naturnotwendig äußert, gar nicht machen, obwohl dem sprachlich nichts im Wege steht. Besonders das Gespräch mit ausländischen Gästen dürfte in den verschiedenen Ländern interessante Unterschiede aufweisen. Es mündet hiermit die Betrachtung einiger allgemeiner Möglichkeiten ins Empirische aus, womit sie auch anhub. Ein breites Feld empirischer Forschung wird durch das logische Schema „Möglichkeiten des Sprachbewußtseins“ methodisch eröffnet. Zurückschauend wollen wir noch dies feststellen, daß sich der Rückweg, den wir vom vorthetheoretischen Sprachbewußtsein zum theoretischen hin ganz skizzenhaft durchmessen haben, sich am allerwenigsten als geradlinig herausgestellt hat und die Wirklichkeit selber war es, die uns bisweilen zum Betreten von Seitenwegen (z. B. die Analyse des „Nebeneinander“) verführte. Dies beweist aber nur, daß ein geplantes Schema sich als zu einfach herausstellt, sobald die anfänglich nur nach einer allgemeinen Idee zurechtgemachte Erfahrung uns ihr wahres Gesicht zeigt. Die Erfahrung, auch im Sprachlichen, ist immer die Dienende, unseren allgemeinsten Ideen gegenüber, denn sie harrt ihrer, aber auch die Spendende, den Ideen die lebendige Bewegung Gebärende. Erst in dieser doppelten Funktion wird die Erfahrung der Sprachwissenschaft sowie jeder Wissenschaft wahrhaft philosophisch.

BEMERKUNGEN ZUR THEORIE DER PRÄDIKATION

Von HANS LIPPS-Göttingen

Eine Untersuchung der Prädikation hat auszugehen von den „Begriffen“, die zu den Worten gehören. Wir knüpfen dazu an den VI. Abschnitt der Logischen Untersuchungen von Husserl an: „Das Wort nennt das Rote als rot. Das erscheinende Rot ist das mit dem Namen gemeinte und zwar als Rot gemeinte. In dieser Weise des nennenden Meinens erscheint der Name als zu dem genannten gehörig und mit ihm Eins.“ . . . „Naturgemäß beschreiben wir das Vorliegende ebensogut mit den Worten: der Name Rot nennt das rote Objekt rot, als mit den Worten: das rote Objekt wird als rot erkannt und mittelst dieses Erkennens rot genannt.“¹⁾ Dasselbe meint wohl Ritzel, wenn er kurz formuliert: „Ausdrücke, sofern sie den Sinn haben, einen Gegenstand zu nennen, bezeichnen wir als Begriffe.“²⁾ Denn dabei soll hier der Wortsinne „Begriff“ im eigentlichen und engeren Sinne sein. Indessen – nennt denn der Begriff dasjenige, was mit dem sog. Namen gemeint ist, und inwiefern kann dieses letztere überhaupt als dasjenige bezeichnet werden, was so und so heißt? Das zu untersuchen ist die erste Aufgabe, wenn das Feld der Prädikation freigelegt werden soll.

Wir halten fürs erste fest, daß bestimmte Worte überhaupt etwas nennen. Das was solche Worte nennen, ist nun aber keineswegs einfach ein „Gegenstand“. Nicht der einzelne Löwe heißt „Löwe“, und auch nicht die Gattung. Beide könnten nur je einen Eigennamen haben. (z. B. heißt der Typ einer Lampe „Helios“.) Ein Wort wie z. B. „Löwe“ ist aber im Unterschied zu einem solchen Eigennamen der Namen ei-

¹⁾ II, 2, 2. Auflage S. 27/28. ²⁾ Über analytische Urteile (Jahrb. f. Phänomenol. u. philos. Forschung III) S. 256.

ner Sache. Umgekehrt ist eine Sache nicht in der Lage einen Eigennamen zu tragen. So und so zu heißen ist nicht – wie man fürs Erste zu vermuten geneigt ist, – in der Hinsicht etwas je anderes, als durch „Löwe“ z. B. ein Umfang von Dingen umspannt wird. Denn auch ein Eigenname könnte ein Gemein- (z. B. ein Familien-) name sein. Entscheidend ist etwas anderes. Wir bemerken sogleich, daß nur etwas, „was es gibt“ bezw. was so genommen wird, als ob es es gäbe, einen Eigennamen tragen kann. Und entscheidend ist die unterschiedliche Art der Zugehörigkeit dieses Eigennamens zu seinem Träger gegenüber der Art, wie der Name „Löwe“ zu demjenigen gehört, was tatsächlich „Löwe“ heißt und nicht nur durch diesen Ausdruck bezeichnet wird.“ Denn die Sache, die wir terminologisch als dasjenige fixierten, was das Wort „Löwe“ nennt, ist weiter nichts als der sog. „Begriff“, von dem man sagt, daß er zu diesem Wort gehöre.

Die traditionelle Logik versteht freilich unter „Begriff“ etwas anderes. Nämlich ein logisches Gebilde. Man spricht etwa davon, daß unter einen Begriff etwas subsumiert wird. So gefaßt ist der Begriff überhaupt nur etwas, sofern korrelativ Gegenständliches dazu gehört, als das Subjektum, auf das der Begriff als dasjenige bezogen ist, worunter es fällt. Denn durch eben diesen intentionalen Bezug konstituiert sich allererst ein solcher Begriff, zu dessen innerer Form insofern ein sich-selbst-transzendieren gehört, als er das Gegenständliche „bestimmt“, worauf er bezogen ist. Es ist dabei gleichgültig, ob der Begriff – wie z. B. „weiß“ – eine Beschaffenheit eines Gegenstandes oder – wie z. B. „Mensch“ – einen Gegenstand selbst bestimmt. Entscheidend ist lediglich hier, wie der Gegenstand eines Begriffes und dieser Begriff die Verknüpfung erfahren können, die durch die Kopula bezeichnet ist. Der Subsumptionsbegriff darf demnach nicht mit dem ϵ , d. i. mit der substantiierenden „Washeit“ von etwas verwechselt werden. Es gibt Washeiten ohne entsprechende Subsumptionsbegriffe. Z. B. „eins“. „Eins“ kann aber nicht beziehungsweise auf etwas, d. i. nicht als determinierender Subsumptionsbegriff von etwas gesetzt werden.¹⁾ Ei-

¹⁾ Gerade die Verkenntung dieser Tatsache führt ebenso in die Schwierigkeit hinein, die von Rickert zum Ausgang seiner Untersuchung über die Natur der Zahlen genommen wird, wie Rickerts Theorie selbst dann an ebendieser Tatsache auch

nen Begriff von eins gibt es nur in dem Sinne, als das Wort „eins“ eben eine Sache nennt.

Freilich ist auch der Begriff im Sinne der „eins“ genannten Sache „transzendent“. Es gehört aber zu ihm kein sogenanntes Formalobjekt. Ein „Objekt“ ist nur zugeordnet zu dem Begriffe im Sinne eines logischen Gebildes, welches durch seinen intentionalen Bezug auf Gegenstände, die er unter sich befaßt, überhaupt allererst „etwas ist“. Gegenüber dem Begriff im Sinne der „Löwe“ genannten Sache, die das in sich hineingenommen hat, was dort nur als Gegenstand des diesen Gegenständen transzendenten, obgleich seiner Spezifizierung nach diesen Gegenständen auch wieder verschriebenen Subsumptionsbegriffes erscheint. Die Transzendenz der Sache ist von anderer Art als die eines auf Gegenstände intentional als deren Determina-

scheitert. Daraus, dass Gleichheit nur zwischen Unterschiedenem bestehen kann, glaubt er in der Gleichung $I=I$ diese Einsen als verschiedene Exemplare des Begriffes von eins interpretieren zu müssen. Nur der Begriff von eins sei einzig. Indessen ist einzig gerade die Zahl eins selbst. Freilich steht sie da unter einer Supposition, unter der sie wohl mit anderen Zahlen auf ihre Eigenschaften hin verglichen werden kann, die sie aber gleichsam automatisch aufgibt, sofern mit ihr überhaupt gerechnet wird, und insbesondere innerhalb der Beziehung, die als die Gleichheit einer mathematischen Größe mit sich selbst bezeichnet wird. Die Supposition, unter der die eins auf beiden Seiten einer solchen Gleichung die nämliche Zahl ist, kann man, sofern unter dieser Supposition die Zahlen nach ihren Eigenschaften verglichen werden, als gegenständliche Supposition bezeichnen. Freilich verliert der „Gegenstand“ durch die Feststellung, dass etwas überhaupt Gegenstand nur unter einer gewissen Supposition ist, die Stellung einer axialen Bestimmung, andererseits aber ineins damit auch die hiermit unumgänglich verknüpfte Leerheit, wenn er sich des näheren als gegenständliche Seite von etwas herausstellt, dessen ontologische Natur nur nicht von dieser Seite beherrscht wird. Gerade das Beispiel der Zahl demonstriert, wie das sie „substantiierende“ einer anderen Dimension als der gegenständlichen angehört. Es bleibt nur zu beachten, daß dasjenige, was Gegenstand ist in dem Sinne, daß es eine gegenständliche Seite hat, wohl „eins ist“, – sofern dieser

tion bezogenen logischen Gebildes. Der Begriff im Sinne der im Wort genannten Sache findet seine Spezifizierung nicht außerhalb seiner in einem Gegenständlichen, auf das er intentional hingeeordnet wäre. Vielmehr hat er das zu seiner Differenz gemacht, was im Falle eines logischen Gebildes lediglich durch „Intentionalität“ einbezogen ist, ohne seine gegenständliche Position losgestreift zu haben. Von einer Sache M kann man entweder aussagen, es sei die nämliche wie M' oder es sei eine andere Sache. D. i. Sachen sind an sich selbst bestimmt, aber nicht der determinative Bestand von Gegenständlichem wie die Subsumptionsbegriffe, zu denen je ein sog. Formalobjekt gehört. Wir können nicht nur sagen, das Wort eins „nenne“, sondern ebenso, es sei eine Sache.¹⁾ Wobei freilich dann dieses Wort unter einer anderen Supposition genommen wird, als die ist, unter der es etwa im Lautwandel das Nämliche bleibt.

Die Worte „eins“ und „Löwe“ nennen demnach nicht den Gegenstand von „Be-

Ausdruck das eins substantiierende, sich in der Rechnung auswirkende Was fixiert – aber nicht Gegenstand eines vorgeblichen Subsumptionsbegriffes von eins, mit dem es logisch-kopulativ verknüpft werden könnte.

Daß die Notwendigkeit, das Auszeichnende einer Gleichung gegenüber der Identitätsbeziehung nicht preisgeben zu können und auf der anderen Seite eben darum an der Differenz der Einsen festhalten zu müssen, nicht zu dem zweifelhaften Ausweg drängt, die Einsen in $I=I$ als je ideell existierend zu interpretieren, dafür ist weiter die Tatsache ein Hinweis, daß eine solche reflexive Beziehung auch bei mathematischen Größen besteht, bei denen man eine solche vervielfältigende Darstellung in verschiedenen Exemplaren gar nicht anzusetzen versucht ist, weil diese Größen gerade durch eine eindeutige Position, z. B. durch zwei Punkte, als Strecke bestimmt werden. Und wo gerade nur diese Tatsache der Sich-Selbstgleichheit als Axiom in Ansatz gebracht werden kann (zum Beweise einer Dreieckskongruenz z. B.), eine bloße Identitätsbeziehung aber hier zu nichts nütze sein würde. (Vgl. Götting. Gel. Anz. 1924, S. 185 ff).

¹⁾ Auch von dem „Was“ von Etwas kann man – darin liegt eine bedeutsame Gemeinschaft – sagen, daß es dieses Etwas „nenne“.

deutungsintentionen“, der unter Verwendung dieser Worte gemeint ist und der dabei nur durch eine Wortverbindung wie z. B. in „die eins“ insofern bezeichnet werden kann, als hier der Name einer Sache mit einem durch den Artikel auch ausgedrückten begrifflichen Zusatz verknüpft wird. Darin, daß eine Sache zwar nicht weiter bestimmt werden, aber gerade solche bezeichnenden Zusätze erfahren kann, (die nun freilich nicht auch einen lautlichen Niederschlag erfahren zu haben brauchen), – daß in „der Mensch“ und „diese Menschen“ die nämliche Sache vorkommt und daß sich die Sache gerade in solchen Zusätzen allererst und zu Endest in dem Sachverhalt vollendet, erweist sich allererst die eigentümliche Natur dessen, was wir hier „Sache“ genannt haben, und des näheren die Unmöglichkeit, die „Transzendenz“ der Sache so zu verstehen wie die Intentionalität des Subsumptionsbegriffes bzw. wie die Intentionalität der auf die Elemente des sog. Formalobjekts hinzielenden Meinungen, die eine gegenständliche Erfüllung erfahren können.

Nicht einmal für die Eigennamen trifft es zu, daß sie einfach signitiv auf ihren Träger weisen. Die oben bemerkte Differenz der Eigennamen gegenüber den Namen von Sachen liegt lediglich in der einen und sich der Betrachtung zuerst aufdrängenden Zugehörigkeitsbeziehung von Eigennamen, die den Namen von Sachen fehlt. Wäre sie die einzige, dann bliebe es fürs erste unverständlich, wie Eigennamen die begrifflichen – durch die Deklination z. B. auch ausgedrückten – Modifikationen erfahren könnten. Die lexikalisch als Nomen proprium bezeichneten Worte nennen bzw. bedeuten überhaupt nicht das, was den zum Namen allererst ergänzten Lautkomplex als „zu eigen“ trägt.

Und schließlich: reduziert man die sog. „Bedeutung“ eines Nomens auf die mit dem Wort verbundene Bedeutungsintention, die gegenständlich erfüllbar ist, dann bleibt im Falle z. B. einer Konjunktion mangels einer solchen gegenständlichen Bedeutung nichts anderes übrig, als durch „und“ eine „Denkfunktion“ bezeichnet sein zu lassen. Eine gedankliche Operation wird in der Behauptung aber gar nicht ausgedrückt.¹⁾ Sondern ein Sachverhalt wird behauptet, in dem „und“ verknüpfende Bedeutung hat, aber nicht eine Verknüpfung bedeutet.

¹⁾ Eine gedankliche Operation liegt tatsächlich vor in dem Vollzug dessen, was als

Man kann die „Sache“ demnach auch dahin bestimmen, daß sie die lexikalische Bedeutung von Worten ist. Und wir werden die lexikalische Bedeutung eines Wortes, also dasjenige, was lediglich durch seine Identität mit der lexikalischen Bedeutung eines Wortes aus einer anderen Sprache (bez. eigentlich nur durch das Anklingen an diese) zu fixieren versucht werden kann, nicht verwechseln mit dem nach seinem prädikativen Bestande angebbaren bez. definierbaren Begriff im Sinne dessen, was man sich unter diesem Worte „vorstellt“. Die lexikalische Bedeutung eines Wortes kann verloren gehen. Z.B. die lexikalische bez. grammatische Bedeutung eines Genitives, – ob er Genitivus locativus ist oder objectivus oder ... – wobei immer zu erinnern bleibt, daß, was der Genitiv lexikalisch bezeichnet, nicht dasselbe ist wie dasjenige, worin sich die mit der Rede assoziierte meinende Intention erfüllt. Es bedeutete aber ein Beiseiteschieben der ganzen hier gerade verborgenen eine reine Grammatik einleitenden Problematik, wenn man die eigentliche „Genitivhaftigkeit“ übersehen würde, die freilich lexikalisch-bedeutungsmäßig nicht herausstellbar ist, deren unverhüllte Gegenwart aber allererst die Wahl des Genitivs in den verschiedenen Wendungen motiviert, in denen er dann das und jenes lexikalisch bezeichnet.¹⁾ Und wenn man zweitens über die einfache Tatsache hinwegginge, daß ein Wort überhaupt ein Genitiv ist, und zwar in einem viel eigentlicheren Sinne als wir oben sagen konnten, daß „Löwe“ eine Sache „sei.“ Wir meinen damit, daß man nicht von einer „nur lautlichen“ Seite dieses Wortes sprechen kann, als ob durch die „Gestalt“ des Wortes etwas lediglich bezeichnet wäre. Wenn oben gesagt wurde, daß begriffliche

„Urteil“ im eigentlichen Sinne zu bezeichnen ist. Vgl. dazu die späteren Ausführungen des Textes.

¹⁾ cf. dazu die Ausführungen Stenzels über die verbale „Grundbedeutung“, die, wenn wir recht verstehen, gleichsam an der Grenze dessen liegt, was lexikalisch fixiert werden kann, und die formal lediglich insofern genannt werden kann, als sie in den lexikalischen Bedeutungen, d.i. durch die Wendungen, in denen sie vorkommt, nicht eigentlich weiterbestimmt wird. (Über den Einfluß der griechischen Sprache auf die philosophische Begriffsbildung. – Neue Jahrb. f. d. Klasse. Alt. Jg. 1921, 4. Heft. I. Abt. S. 60/61.

Modifikationen einer Sache unausgedrückt bleiben könnten, so war damit nicht die Möglichkeit des Fehlens von so etwas Unmöglichem wie einem nur lautlichen Ausdruck gemeint. Denn die sprachlichen Laute sind ja überhaupt nur etwas, sofern sie etwas bedeuten, was in sie hinein ganz eigentlich „übersetzt“ ist. Ebenso wie die sog. sinnlichen Qualitäten ihrer Natur nach Äußerungen sind von etwas anderem, was in dem nicht eigentlich „selbst“ enthalten ist, wohinein es zur Phänomenalität aufgebrochen ist. Freilich fehlt dem sprachlichen Laut die naturhafte und primäre Fülle, die hinter und in der Sinnesqualität geborgen ist und von der man nur eben – in der Musik z. B. – abstrahieren kann. Die Tragfähigkeit des lautlichen materiale ist von prinzipiell anderer Art. Das Eigentümliche der Transzendenz des sprachlichen Lautes liegt darin, wie hier die Tatsache, daß der Laut nur als Übersetzung eines anderen etwas ist, mit der anderen Tatsache verknüpft ist, daß dieses andere im Laut allererst geprägt wird. Es ist eine hier nicht zu behandelnde Aufgabe, das Besondere dieser Tragfähigkeit, die darin zutage tritt, daß ein Lautkomplex überhaupt Abwandlungen von der Art der Flexion z. B. erfahren kann, gegenüber Gebärdensprachen z. B. herauszustellen.¹⁾

Die Transzendenz des Sachverhaltes, d. i. dessen, was man behauptet, ²⁾ kommt demnach nicht einfach darauf hinaus, daß ein Gegenstand durch deiktischen Hinweis oder durch seinen Begriff in den Bereich der Prädikation als in ein anderes Feld gleichsam gezogen und der Prädikation dann ganz eigentlich unterworfen würde. Die traditionelle Lehre vom Subjekt muß aufgegeben werden. Sie stellt überdies vor unlösbare Schwierigkeiten. Z. B. bei der Theorie der allgemeinen und partikulären Behauptungen. Sie treten freilich erst dann zutage, wenn man deren Sinn präzise gefaßt hat. Solange man diese Behauptungen einfach dahin interpretierte,

¹⁾ cf. W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheiten des menschl. Sprachbaues, 1836 S. 65ff. – H. Conrad-Martius, Realontologie I (Jahrb. f. Phän. VI, insbes. S. 282ff.) – H. Plessner, Die Einheit der Sinne, 1923, insbesondere S. 227ff. ²⁾ cf. über diese Terminologie die späteren Ausführungen des Textes.

daß bei ihnen wie bei pluralen Behauptungen alle bzw. einige S das Subjekt seien, entstehen keine Schwierigkeiten. Aber dieses ist – darauf haben Frege, Husserl, Russell hingewiesen – nicht der Sinn dieser Sätze. Partikularität und Universalität liegen ja doch nicht in der Auswahl der Subjektgegenstände einer Behauptung, also vor dieser Behauptung, die dann selbst gar nicht mehr partikulär oder allgemein wäre. Wir geraten in die Aporie, einerseits dem Sinn dieser Behauptung nicht gerecht werden zu können, wenn wir den im Gefüge der Behauptungen auftretenden „Begriff“ in der üblichen Weise des Subsumptionsbegriffes verstehen, und doch andererseits wieder diesen Sinn eben nur explizieren zu können und dann die Behauptungen für ungemäße Formulierungen dieses Sinnes erklären zu müssen. Man stellt dann wohl ein logisches dem grammatischen Subjekt gegenüber. Der Eigensinn, mit dem man dabei an dem „Subjekt“ festhält, demonstriert aber gerade, wie wenig man sich dabei unter dem sog. Subjekt gedacht hatte. „Sinn einer Behauptung“ ist nicht eindeutig. Die als partikulär bzw. universell bestimmte logische Verknüpfung von Determinationsbegriffen¹⁾ ist nicht Eines mit dem sachlich-begrifflichen Gefüge der Behauptung in welchem sie bezeichnet ist und worin etwas behauptet wird von einigen bzw. manchen Löwen – wobei nur „Löwe“ eben als Sache und das „einige“, „manche“ als sachlich begriffliche Zusätze festgehalten werden müssen. Die einzelnen Löwen, die man als die betreffenden Subjektgegenstände aufzufassen zunächst geneigt ist, und deren Nichtzugehörigkeit zu dem Bestande des Urteils man dann in der üblichen Auffassung doch wieder dadurch Rechnung trägt, daß man sie als durch einen intentionalen Begriff an Subjektsstelle in die Prädikation hineinbezieht, sind gerade so und überhaupt nicht in einem eigentlichen Sinn „hineinbezogen“ in den Sachverhalt, in dem hier überdies nicht die auszeichnenden Indices des partikulären und universellen ihre ursprüngliche Stelle haben.

Die subjektlosen Sätze gehören in diesen Zusammenhang. Das eigentliche Motiv dazu, das man bei den sog. subjektlosen Sätzen von vornherein auf nichts anderes aus war als darauf diese Subjektlosigkeit als eine nur scheinbare zu beheben, liegt in der Bemerkung der Tatsache, daß die Verknüpfung eines κατηγο-

¹⁾ cf. hierzu die späteren Ausführungen des Textes.

ρούμενον mit einem υποκείμενον durch dieselbe Kopula geschieht, die einen Subsumptionsbegriff mit seinem Gegenstand verbindet.¹⁾ Das zu einem κατηγορούμενον gehörige υποκείμενον kann unbestimmt in dem Sinne bleiben, als seine Bestimmung offen bleibt. Eine Unbestimmtheit anderer Art, die von der üblichen Auffassung, nach der an Prädikatsstelle einfach das κατηγορούμενον steht, notwendig verfehlt wird, liegt aber vor in Behauptungen wie „jemand schellt“. Daß irgend jemand schellt, d. i. also, daß es in einem begrifflichen Bereiche von Elementen ein nur eben unbestimmt Gelassenes gibt, dem das Prädikat „schellen“ zukommt, ist sicherlich nicht der Sinn dieser Behauptung. Der Triftigkeitsbereich einer Prädikation soll hier nicht eingeschränkt werden. Die Unbestimmtheit des „jemand“ bzw. „niemand“ ist gerade im Sachverhalt „Bestimmtheit“ und spielt nicht hinüber in eine der Prädikation transzendente Sphäre, als ob damit lediglich etwas getroffen werden sollte hinsichtlich eines der Prädikation zu unterwerfenden Gegenstandes. Was als „Unbestimmtheit des Subjektes“ erscheint, ist tatsächlich etwas sehr verschiedenes. Die Unbestimmtheit von „jemand“ und „niemand“ ist keine solche, die durch eine Angabe ausgefüllt zu werden verlangte. Die Theorie der impersonalen Sätze ist dann aber nicht mehr vor besondere Schwierigkeiten gestellt.

Bezeichnet man, wie üblich, die logische Verknüpfung eines κατηγορούμενον mit einem υποκείμενον als „Urteil“ und wird dann aber auch dieser Terminus dahin präzisiert, dann sind Sätze wie „jemand schellt“, „es ist Nacht“ usw. keine Urteile. Es bleibt nur zu erinnern, daß das, was man behauptet, aber überhaupt ein Sachverhalt ist, daß Urteile überhaupt nicht behauptet, sondern nur in behaupteten Sachverhalten bezeichnet sein können. „Es ist blauer Himmel“ z. B. bezeichnet aber eine Tatsache.

Wir werden dann aber auch eine Behauptung wie „die Hyazinthe mir gegenüber ist blau“ – ganz allgemein Sätze von der Form „ein bestimmtes s ist s“ – nicht

¹⁾ cf. Aristoteles, Anal. prot. A. I. ὅρον δὲ καλῶ εἰς ὃν διαλύεται ἡ πρότασις, οἷον τὸ τε κατηγορούμενον καὶ τὸ καὶ οὐ κατηγορεῖται, ἢ προστιθεμένου ἢ διαιρουμένου εἶναι καὶ μὴ εἶναι.

mehr als Urteil s. str. in Anspruch nehmen können. Auch hier sind lediglich Tatsachen bezeichnet. Die grammatische Copula bezeichnet hier keine logische Verknüpfung eines κατηγορούμενον zu einem υποκείμενον. Nur das, was seiner axialen Seinslage nach „Begriff“ in dem oben fixierten Sinne als eines logischen Gebildes ist, kann logisch miteinander verknüpft werden. Die übliche Interpretation des Subsumptionsverhältnisses übersieht, daß die zwei Seiten, nach denen der logische Begriff aufgespalten ist, das, was zu dem Begriff zufolge von dessen Transzendenz von vornherein gehört auf der einen und der determinative Bestand des Begriffs auf der anderen Seite – keine getrennten Glieder einer Relation sind. So etwas wie „die Hyazinthe mir gegenüber“ kann nur in dem Context von Tatsachen auftreten, aber nicht logisch mit Prädikaten verknüpft bzw. in eine logische Verknüpfung hineinbezogen werden durch einen „Begriff“, der sich recht besehen auf Bedeutungsintentionen reduziert bez. auf das „sachlich“-begriffliche, in dem der gemeinte Gegenstand lediglich „bezeichnet“ ist.

Nun bezeichnet man wohl den Satz als dasjenige, was insofern behauptet wird, als er die „Bedeutung“ des sog. Urteils sei. Wobei „Urteil nicht die logische Verknüpfung bezeichnet, deren aktueller Vollzug keinen Anlass zu einem besonderen Terminus geben würde, sondern einen aktuellen Vollzug im Sinne der Behauptung. Denn der Sachverhalt wird dann dahin bestimmt, dass er analog dem Formalobjekt eines Begriffes das im Urteil „Gesetzte als solches“ ist. Es liegt in der Konsequenz dieser Auffassung, dass Sätze wie „es schneit“ und dergl., „die nur ein vorübergehendes Verhältnis aussagen, . . . um wahr zu sein, der Beifügung einer . . . Zeit – (oft wohl auch Orts –) Bestimmung bedürfen.“¹⁾ Indessen sind die mit der Rede assoziierten Intentionen (deren Gegenstand in der fraglichen Theorie „Sachverhalt“, in unserer Terminologie „Tatsache“ bez. logische Verknüpfung heißt) etwas anderes als die begrifflichen Modifikationen des Sachverhaltes in unserem Sinne als des eigentlich Behaupteten. Die Kompletion des Sachverhaltes ist nicht an dem orientiert, was durch ihn bezeichnet wird. Oben war bemerkt, daß die innerhalb des Sachverhaltes auftretenden begrifflichen Modifikationen unausgedrückt bleiben können.

¹⁾ Bolzano, Wissenschaftslehre 1837, I, S. II3.

Nämlich im Satz, der jetzt wieder seinen ursprünglichen Sinn bekommt. Er ist das, was bei der Behauptung ausgesprochen wird. Sein Bestand ist freilich nicht daran geknüpft, daß er tatsächlich ausgesprochen d. i. in Existenz überführt wird. Aber nicht, insofern als er „an sich wahr“ wäre, sondern zufolge der oben fixierten „Tragfähigkeit“ der Worte, die es macht, daß der Satz ein grammatisches Gebilde ist. Dabei bleibt zu beachten, daß die grammatischen Formen nicht auf den bloßen Ausdruck von begrifflich-sachlichen Modifikationen zu reduzieren sind. Was die übliche Grammatik als feste Formen behandelt, hat sich allererst in dem Prozeß durchgesetzt, für den die „innere Sprachform“ im Sinne von Humboldt richtunggebend ist, und in dem die eine grammatische Form durch die andere gleichsam heraufgeführt wird. Aber auch die Formen im Bereiche des sachlichlich-begrifflichen, die wir als apophantische Modalitäten von den grammatischen Formen unterscheiden und worunter wir z. B. die Negation, die Modalität des sog. kategorischen Satzes usw. begreifen, sind mit dem im strengen Sinn logisch-formalen gar nicht zu vergleichen. An der ἀπόφανσις werden wie die Logik überhaupt nicht orientieren dürfen, wenn wir diese Disziplin einfach an ihrem bisherigen Besitzstand bestimmen wollen. Wonach ihr Ausgang gelegen wäre in den logischen Verknüpfungen, aus denen dann – wie noch kurz gezeigt werden soll – das zu entwickeln wäre, was man als logische Grundsätze bezeichnet, und ebenso auch die Lehre von den Beweisen, die Frage der Entscheidbarkeit usw. Nur hier ist ein Formales anzutreffen, was durch seine Position in einer Geltung a priori den auszeichnenden Index des formalen s. str. bekommt und was nicht nur in einem indifferenten Sinn „Form“ ist wie die apophantischen Modalitäten z. B., in deren Gebiet es bei der ontischen Indifferenz des Sachverhaltes zu keinem solchen a priori kommen kann.

Wahr oder falsch kann nur eine Behauptung sein. Nämlich sofern der behauptete Sachverhalt besteht oder nicht besteht. Daß es unbehauptete Wahrheiten gibt, darin tritt nicht die Geltung von Sätzen an sich, sondern nur das zutage, was wir die Transzendenz der Sachverhalte nannten. Ein Sachverhalt besteht – das besagt nicht, daß er ein für allemal besteht. Freilich ist sein Bestehen auch nicht zeitlich begrenzt. Die Vereinigung beider Tatsachen ist gerade geeignet das Eigentümliche der Transzendenz der Sachverhalte darzustellen. Daß A P gewesen ist, das

Bestehen dieses Sachverhaltes ist nicht mit vergangen, – ähnlich wie Aristoteles eine δόξα wahr „bleiben“ läßt, $\zeta\omega\zeta\omicron\upsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\upsilon\tau\omicron\upsilon\ \pi\rho\acute{\alpha}\gamma\mu\alpha\tau\omicron\varsigma$ ¹⁾ – noch besteht andererseits „an sich“ dieser Sachverhalt.

Wir bezeichnen den Sachverhalt als dasjenige „was behauptet wird.“ Es wird „etwas“ behauptet – nicht anders als z. B. „etwas“ gefragt oder „etwas“ versprochen wird. Damit meine ich, daß es im Falle der begrifflich formulierten Frage z. B. nicht genügt nur das zu bestreiten, sie sei eine echte Aussage.²⁾ Denn das Unrichtige des Ausgangs dieser Theorie lag bereits in der vorgefaßten Meinung, daß die begriffliche Form einer Frage überhaupt von der Art signitiver Intentionen sei, die sich – zufolge der von ihnen untrennbaren notwendigen Möglichkeit eine anschauungsmäßige Erfüllung zu erfahren – auf Tatsächliches als auf ihr Substrat bezogen erweisen. Wenn hier die Fragen usw. neben die Behauptungen gestellt werden, so ist das nicht dahin zu verstehen, daß in formulierten Behauptungen und formulierten Fragen nun einfach verschiedene „Akte“ zum Ausdruck kämen. Es trifft freilich auch nicht zu, daß darin ein entscheidender Unterschied liege, daß die Frage selbst dasjenige sei, worin der „entsprechende Ausdruck seine Bedeutung findet“, gegenüber dem Falle der Behauptung, deren „Gegenstand“ vielmehr bedeutet sei. Denn die ganze Situation ist verschoben, wenn man bemerkt hat, wie die Transzendenz des Sachlich-Begrifflichen eine andere ist als die von signitiven Intentionen und wie im Besonderen ein Urteil s. str. in dem, „was man behauptet“, nicht anders bezeichnet ist als eine Tatsache, – trotzdem das Urteil gerade, wie sogleich gezeigt werden wird, der eigentliche Gegenstand der Logik bleibt. Schon die Behauptung ist ein eigener Akt und nicht der Vollzug von anschauungsmäßig-erfüllbaren Bedeutungsintentionen, zu denen als intentionaler Gegenstand das gehören würde, was tatsächlich in dem behaupteten Sachverhalt nur bezeichnet ist. Im Falle des Versprechens aber z. B. mißlingt es von vornherein ein Bedeutung gebendes Substrat zu finden, wenn man sich nicht dazu verleiten läßt, das Versprechen überhaupt umzudeuten, z. B. in eine „Willenserklärung“. ³⁾ Die Absicht, die man hat und über die

¹⁾ cf. hierzu H. Maier, Die Syllogistik des Aristoteles. 1896. I. S. 90 ff. ²⁾ A. zum Folgenden Husserl I. c. S. 207 ff. und Ideen S. 256 ff. ³⁾ A. Reinach, Die apriorischen

man sich überdies noch erklären kann, motiviert indessen nur den eigenen Akt des Versprechens, der anders als begrifflich-sachlich überhaupt nicht vollzogen werden kann.

Die aufgewiesene Differenz zwischen Sachverhalt und logischer Verknüpfung hat Konsequenzen für die Theorie der sogenannten logischen Grundsätze. Der Widerspruch zwischen zwei Behauptungen ist etwas anderes als das Verhältnis kontradiktorischer logischer Verknüpfungen zueinander. Widersprechende Behauptungen gibt es fürs erste. Ein Widerspruch tritt auf. Nämlich dann, wenn gewisse Behauptungen gemacht werden. Eine analytische „Unmöglichkeit“ liegt nicht vor. Was üblicherweise als Satz vom Widerspruch vorgetragen zu werden pflegt, ist aber weiter nichts als die Formulierung des Widerspruches als etwas gerade angeblich Unmöglichem. Was hier als die Notwendigkeit einer universellen Geltung erscheint, ist tatsächlich lediglich der automatische Eintritt des Widerspruches selbst als einer Tatsache, wenn neben die Behauptung: A sei P die andere tritt: A sei non P. Man kann im besonderen nicht von einer Unmöglichkeit „a priori“ sprechen. A priori unmöglich kann etwas nur als Folge von etwas anderem sein, dessen Geltung gerade in dem ersteren terminiert. Durch den Widerspruch sind die widersprechenden Behauptungen nicht eigentlich in Folgen verwickelt worden. Es dokumentiert sich hierbei nicht die Geltung eines Prinzips als eines obersten Satzes der Logik, auf den man sich als auf ein Kriterium berufen könnte. Der Widerspruch, der zwischen Behauptungen besteht, kann nicht dahin interpretiert werden, als ob diese Behauptungen einander ausschließen. Die Formel des Widerspruches bezeichnet nicht die Glieder eines kontradiktorischen Ausschlusses. Von einem Satz vom Widerspruch hätte man das Widersinnige zu verlangen, daß er angibt, wann ein Widerspruch eintritt. Die Unmöglichkeit, zufolge deren eine Behauptung einen Widerspruch impliziert gegen eine andere Behauptung, ist überhaupt keine spezifische. Auf Kriterien analytischer Unmöglichkeit stoßen wir dagegen sehr wohl in Ansehung der Bestimmungen von logischen Verknüpfungen. Hier gibt es tatsächlich so etwas wie den gegenseitigen Ausschluß kontradiktorischer Bestimmungen. Und in der Fixierung der kontradik-

torischen Urteilsformen liegen die Sätze versteckt, auf die der sog. Satz von Widerspruch zu reduzieren wäre. Diesen Sätzen kommt aber nicht die Dignität zu, die man dem sog. Satze vom Widerspruch zugesprochen hatte, wenn man von der unbestimmten Ueberzeugung geleitet, daß in Behauptungen etwas von etwas anderem prädiiziert wird, dieses „Subjekt“ der Prädikation, welches recht verstanden nur „überhaupt etwas“ ist, in „etwas überhaupt“ als in den Ansatz einer Geltung hinüberspielt. Daß jederlei „etwas“ begrifflich determiniert und insofern in logische Verknüpfungen einbezogen werden kann und dann von diesen Sätzen betroffen wird, bezeichnet aber keinen auszeichnenden Index der Geltung dieser Sätze.

Von zwei Behauptungen, die einander widersprechen, muß keineswegs die eine wahr sein. Denn die behaupteten Sachverhalte bestehen ja doch lediglich, sofern in ihnen Tatsachen oder zu Recht bestehende logische Verknüpfungen bezeichnet sind. Im Falle des Widerspruchs, an den der Satz vom ausgeschlossenen Dritten geknüpft zu werden pflegt, liegen zwei einander ausschließende Möglichkeiten überhaupt nicht vor. Bezw. sie werden nur dadurch vorgetäuscht, wenn die „sachlich“-begriffliche Natur des prädikativen Seins verkannt und die darein verknüpfte Negation in die Bestimmung einer logischen Verknüpfung hinübergespielt wird. Aber kontradiktorisch s. str. sind die möglichen Bestimmungen von logischen Gefügen. Denn Tatsachen kommen als Träger solcher analytischen Unverträglichkeit darum gar nicht in Betracht, weil hier der bestimmende Bezug auf „dasselbe“ fehlt. Damit ist aber auch bereits festgestellt, daß nicht schlechthin die eine von zwei kontradiktorischen Verknüpfungen richtig ist. Denn den logischen Verknüpfungen fehlt die Bereitschaft zu automatischem Hervortreten, wie sie Behauptungen gerade zufolge der nur behaupteten Sachverhalten eigentümlichen Transzendenz haben können, sofern diese eine andere ist als die eines selbständigen logischen Gebildes, dessen nähere Bestimmung lediglich eine Entscheidung fordert. Erst unter bestimmten Voraussetzungen tritt nun indessen der Zwang zu der Entscheidung ein, die von dem Satz des ausgeschlossenen Dritten wie ins Leere hinein gleichsam verlangt wird. Die Notwendigkeit dieser Entscheidung zwischen zwei kontradiktorischen Bestimmungen ist eine erst in der Folge einer anderen Notwendigkeit eintretende Notwendigkeit. Diese läge z. B. darin, daß, wenn ein gewisses κατηγορούμενον in Beziehung tritt auf ein

einzelnes gewisser Art M, es möglich sein muß, allgemein etwas über das Verhältnis dieses κατηγορούμενον zu M auszumachen.¹⁾ Dann ist aber ein Satz vom ausgeschlossenen Dritten überhaupt nicht mehr zu halten. Bezw. die Alternative, die er formuliert, die aber bereits in der Tatsache kontradiktorischer Bestimmungen enthalten ist, steht erst zur Entscheidung zufolge einer anderen Dringlichkeit, deren Tatsache letztlich zu der nur eben gleichsam verspäteten Formulierung als eines Satzes vom ausgeschlossenen Dritten den Anlaß gab. Sie liegt in der notwendigen Möglichkeit zum Ansatz gewisser logischer Verknüpfungen. Das, wodurch man den Satz vom ausgeschlossenen Dritten ersetzen müßte, wäre eine Angabe der Fälle, in denen eine solche notwendige Möglichkeit vorliegt.

¹⁾ Eine analoge in die Natur der Dinge zu verlegende Notwendigkeit verlangt z. B. eine Entscheidung darüber, ob einem Ding eine echte Eigenschaft zukommt oder nicht. D. i. es „widerspräche“ dem Eigenschaft-Sein, wenn etwas für eine Eigenschaft sich nicht ein für allemal entschieden hätte. Ein kontradiktorischer Ausschluß kommt aber hier noch gar nicht zur Erinnerung. – Es soll hier unerörtert bleiben, ob gerade das, was im Text als Beispiel für die Form einer solchen notwendigen Möglichkeit formuliert ist, tatsächlich eine solche notwendige Möglichkeit ist. Brouwer würde es z. B. bestreiten. Der richtige Kern seiner Argumentation, die – das tritt gerade auch in der Darstellung von Weyl zutage – nicht einwandfrei ist, scheint mir darin zu liegen, daß die Dinge, deren Untersuchung hier den Anlaß gab zu dem Zweifel an der Giltigkeit des „Satzes vom ausgeschlossenen Dritten“, Elemente von mathematischen Mannigfaltigkeiten sind und daß hier zunächst eine durch mathematische Operationen durchzuführende Entscheidung in Frage steht.